Übersehen

Übersehen

"Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt."
(G.W.F. Hegel, aus: Phänomenologie des Geistes)

An verfrüht hochsommerlichen Maitagen wie heute gibt es keinen grässlicheren Aufenthaltsort als einen überfüllten Zug. Die warme Luft pappt klebrig auf der Haut, riecht nach Schweiß und zwingt mich dazu, so flach wie möglich zu atmen. In diesen alten Zügen mit ihren viel zu kleinen Sitzen und den Schmierereien auf den Rückenlehnen gibt es keine Klimaanlage.
Ich lege meine Wange an die regenwasserstaubbesprenkelte Scheibe, stülpe mir Kopfhörer über die Ohren und ignoriere meine Mitreisenden, so gut ich kann. Manchmal dringt durch die Metallica-Bässe das Lachen von Kindern, die über die Gänge poltern und in den Pausen zwischen zwei Liedern stört mich das Zeitungsrascheln meines Nachbarn. Ansonsten fällt es leicht, die anderen nicht zur Kenntnis zu nehmen.
Beim Einsteigen habe ich lediglich einen kurzen Blick auf sie geworfen: Der Mann neben mir ist beleibt und trägt ein gestreiftes Hemd. Eine Reihe weiter liest eine ältere Dame in einem Buch. Auf dem Sitz schräg gegenüber von meinem flätzt sich ein Mädchen, das aussieht, als sei es in einen Farbtopf gefallen und aufreizend knappe Hot Pants trägt. Die üblichen Statisten jeder Zugfahrt.
Man stört sich nicht, beachtet sich nicht und zeigt keine Gefühle – maximal ein neutrales Lächeln ist erlaubt. Das ist der Kodex. Wir wollen alle unsere Ruhe voreinander.
Ich strecke meine Beine ein Stück weit aus und beobachte, wie die draußen vorüberziehende Landschaft und die Musik in meinen Ohren zu einem perfekt choreografieren Videoclip verschmelzen. Die unter dem strahlend blauen Himmel kreisenden Vögel schlagen ihre Flügel im Takt; Licht- und Schattenwechsel erfolgen je nach Lautstärke. Durch das schmale, gekippte Fenster neben mir züngelt der Fahrtwind und macht die Hitze etwas erträglicher.
Nach einer Weile bin ich in einer Art Dämmerzustand versunken. Mit geschlossenen Augen konzentriere ich mich ganz auf die Musik. Da fräst sich eine Männerstimme durch das E-Gitarren-Solo; zuerst nur eben hörbar, dann lauter und störender. Wie automatisch drücke ich die Pause-Taste meines MP3-Players, um festzustellen, wer spricht.
Irgendwo hinter mir muss ein Mann sitzen. Er klingt nicht älter als dreißig. Laut und mit sich überschlagender Stimme sagt er mehrmals: „Nein, nein, nein! Das is' überhaupt nich' wahr!“ Da er jedes Wort übertrieben weinerlich betont, bin ich sicher, dass er gerade jemanden verspottet, indem er ihn nachmacht. Keine besonders lustige Karikatur. Gereizt drücke ich meine Musik wieder an.
Doch das Gejaule aus dem Hintergrund ebbt nicht ab, sondern wird im Gegenteil noch lauter. Lange kann ich mich nicht konzentrieren, dann muss ich die Musik erneut unterbrechen.
Der Mann redet immer noch in diesem jämmerlich infantilen Tonfall. Ich drehe mich nach hinten, um einen Blick auf ihn zu erhaschen, aber ich sehe nur seine Hand, die ein Mobiltelefon hält, hinter einem Sitz hervorlugen.
„Die is' so eiskalt, total kalt … Hat mich einfach vor die Tür gesetzt ... Was mach' ich den jetzt?!“ Seine Stimme rutscht am Ende jedes Satzes nach oben, wie bei einem Jungen im Stimmbruch. Klingt, als sei er betrunken. Nach einer kurzen Pause fährt er fort: „Ich weiß einfach absolut nich' mehr weiter“ – und schluchzt vernehmbar.
Peinlich berührt drehe ich mich wieder nach vorn. Da sitzt ein vollkommen Fremder und weint vor all den anderen Fremden im Zug. Ratlos suche ich den Blick der Menschen um mich herum. Der beleibte Mann neben mir lässt seine Zeitung, eine Frankfurter Allgemeine, kaum merklich sinken. Zwischen seine Augenbrauen graben sich zwei leichte Falten. Die Frau, die eine Reihe weiter in einen Roman vertieft ist, rutscht auf dem Polster hin und her, blickt kurz auf – und dann, als hätte sie etwas Ungehöriges getan, rasch

Übersehen

wieder in ihr Buch. Die junge Dame aus der Sitzreihe mir schräg gegenüber zischt und verdreht die Augen. Sie hat ihre langen Beine überschlagen und sich mit verschränkten Armen zurückgelehnt. Ihre rosa geschminkten Augenlider sind geschlossen – offenbar versucht sie zu schlafen.
Das sind die einzigen – wenn auch schwachen – Reaktionen. Alle anderen tun so, als würden sie den jungen Mann nicht hören – weder das, was er sagt, noch seine zunehmende Verzweiflung.
„Ich, ich, ich“, stottert er jetzt, „ich sag dir, ich weiß nich’ was ich jetzt mache. Vielleicht mach’ ich heut’ noch was Dummes.“ Wieder eine kurze Pause, dann: „Du weißt genau, wie ich das meine!“ Mir wird übel, denn auch ich weiß, was er meint. Ich suche noch einmal den Blick meiner Mitreisenden, aber niemand sieht zu mir oder zu dem schluchzenden Mann.
Die Situation erscheint mir surreal; wie eine Szene aus dem Drehbuch eines Hollywoodfilms. So nah kommt man doch fremden Menschen nicht; nicht an einem strahlenden Maitag um vierzehn Uhr dreißig, in einem stickigen Zug.
„Das is’ nich’ wahr! Wie kann sie sowas sagen?! Nein! ... Nein! Ich hab die nie geschlagen, ich schwör’s dir! Ich lieb die viel zu sehr!“
Der Mann redet weiter und ich würde mir am liebsten die Ohren zuhalten und laut singen, denn allein durch das Zuhören werde ich Teil von etwas, das ich lieber aus der sicheren Entfernung der Fiktion beobachten würde – vielleicht in einem Buch oder Theaterstück.
Ich starre auf meine Knie und frage mich, wie ich mich als guter Mensch jetzt eigentlich zu verhalten habe. Sollte ich nicht zu dem armen Kerl hingehen und ihm Hilfe anbieten? Er klingt, als bräuchte er Unterstützung von einem Psychotherapeuten. Aber niemand sonst scheint es für nötig zu halten, ihm zu helfen und so bleibe auch ich auf meinem Sitz kleben und bete, dass er bald auflegt.
„Warum sagt die sowas ...? Ich hab die nie geschlagen, ich hab alles für die getan!“
Ich kaue auf meinen Lippen herum. Zum ersten Mal wird mir bewusst, dass die Distanz zwischen uns Reisenden, die ich immer für befreiend hielt, eigentlich furchtbar beengend ist. Steht Betroffenheit dem modernen, westlichen Menschen denn so schlecht zu Gesicht?
Kurz glaube ich, ich könnte das unsichtbare Absperrband überwinden. Aber dann bleibe ich doch, wo ich bin, setze meine Kopfhörer wieder auf und drehe die Musik lauter. Dabei komme ich mir schrecklich feige vor.
Wenige Minuten später hält der Zug stotternd am Bahnhof Altenburg. Der Mann verstummt, ich drehe mich noch einmal um und erhasche einen kurzen Blick auf ihn. Eine schmale Gestalt. Unbeholfen schultert er seinen Rucksack und steigt aus. Obwohl keiner eine Reaktion zeigt, spüre ich die Erleichterung, die er mit seinem leeren Sitzplatz hinterlässt.
Endlich können wir uns wieder gegenseitig übersehen.

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).